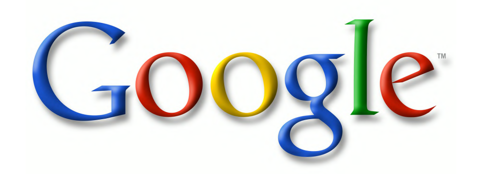
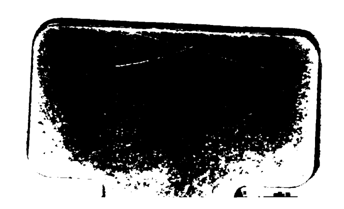





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1878



ÜBER EINE

AKADEMIE DER DEUTSCHEN SPRACHE.

ÜBER GESCHICHTE DER WISSENSCHAFT.

ZWEI AKADEMISCHE FESTREDEN

VON

EMIL DU BOIS-REYMOND.

ÜBER EINE AKADEMIE DER DEUTSCHEN SPRACHE.

ÜBER

GESCHICHTE DER WISSENSCHAFT.

ZWEI FESTREDEN

IN ÖFFENTLICHEN SITZUNGEN

DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

GEHALTEN

VON

EMIL DU BOIS-REYMOND,

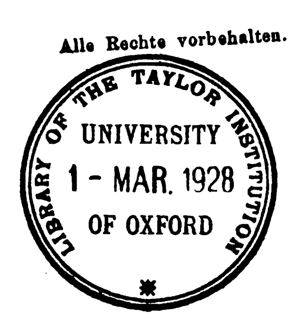
BESTÄNDIGEM SECRETAR.

BERLIN

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ & GOSSMANN

1874.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 - MAR. 1928
OF OXFORD

ÜBER EINE
AKADEMIE DER DEUTSCHEN SPRACHE.

REDE

GEHALTEN IN DER SITZUNG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZUR GEBURTSTAGSFEIER SR. MAJESTÄT DES KAISERS UND KÖNIGS
AM 26. MÄRZ 1874.

Als ich, nach den Ereignissen des Jahres 1866 und der Stiftung des Norddeutschen Bundes, die Ehre hatte, am heutigen Jahrestage der Wortführer unserer Körperschaft zu sein,[1] versuchte ich gewissen Besorgnissen zu begegnen, welche für die Zukunft der deutschen Wissenschaft nicht bloss in Kreisen gehegt wurden, die naturgemäss der neuen Ordnung der Dinge abhold, sondern auch in solchen, die ihr sonst unbedingt zugethan waren. Man fürchtete, Deutschland werde in Folge der Vereinigung von noch mehr Stämmen unter Eine Regierungsgewalt, und der Bildung eines übermächtigen Mittelpunktes, wie Berlin es sein würde, den Vortheil einbüssen, der ihm so lange als Trost für seine ohnmächtige Zersplitterung hatte dienen müssen. Bis dahin hatten zahlreiche kleinere Hochschulen in fröhlichem Wettkampf Licht und geistiges Leben um sich her verbreitet. Im Gegensatz zur geistig verödeten französischen Provinz durfte das kleinste eine Universität besitzende deutsche Ländchen

hoffen, wenn das Glück ihm wohlwollte, durch Einen genialen Mann die Führung der ganzen Welt in einem bestimmten Fache der Wissenschaft zu übernehmen, wie einst in der Chemie durch LIEBIG das kleine Hessen. Mit Sorge sah man jetzt drei deutsche Hochschulen, darunter eine, die in Verbindung mit einer Gesellschaft der Wissenschaften stets im ersten Range sich behauptet hatte, in Preussens Hand fallen. Auch wenn man für die künftige Blüthe dieser Hochschulen die günstigsten Voraussetzungen zuliess, wozu die damaligen Verhältnisse nicht zwangen, musste man sich sagen, dass die Einverleibung den edlen Wetteifer für die Folge unmöglich mache, durch den einst Göttingen sogar Berlin eine seiner grössten wissenschaftlichen Zierden entwand. In Freundes- wie in Feindeslager war es Sitte geworden, in kürzerer oder längerer Frist den Nieder-, wenn nicht den Untergang der kleinen Universitäten und der mit ihnen verbundenen gelehrten Gesellschaften zu prophezeien. Auf deren Kosten über Gebühr gewachsen, sollte nur noch die Berliner Hochschule lebenskräftig gedeihen, fortan aber ihre Strahlen umsonst in Finsterniss und Kälte eines geistig leeren Raumes aussenden.

Gegen diese Weissagung wandte ich ein, dass das deutsche Volk nicht das französische sei. Solche Unterordnung unter eine Alles beherrschende Centralgewalt, wie sie in Frankreich seit RICHELIEU und der Erdrückung der Hugenotten stattfand, ist in Deutschland literarisch, wie politisch und religiös, unmöglich. Obschon der Deutsche nicht für besonders selbstsüchtig gilt, ist doch das Gefühl der Individualität bei ihm ungleich stärker als bei dem Franzosen. Er ist ungleich eifersüchtiger auf sein Recht zu handeln, zu denken, zu glauben, zu dichten und zu trachten, wie ihm beliebt. Er beugt

sich keiner Auctorität, bloss weil sie Auctorität ist. Im Gegentheil, sie fordert seinen trotzigen Zweifel und seine nachdenkliche Prüfung heraus. In sich gekehrt und sich selber genug, bedarf er keiner grossen Bühne, um sich zur Schau zu stellen. Die in Frankreich allmächtige Furcht vor dem Lächerlichen vermag in dem Maasse weniger über ihn, wie er weniger eitel ist. Die Unabhängigkeit, die er für sich beansprucht, gönnt er gern auch Anderen. Das Alles widersetzt sich bei uns jener ebenso übermüthig geübten wie geduldig ertragenen Hegemonie der Hauptstadt, die auch nach vieler Franzosen Meinung Frankreich verderblich ist, ohne dass bisher das Mittel sich gefunden hätte, den Bann zu brechen. Endlich wies ich auf das Beispiel des stammverwandten Inselreiches hin, wo eine mehr als den zehnten Theil der Bevölkerung beherbergende Metropole der Bedeutung der im Lande verstreuten, altberühmten Sitze der Wissenschaft keinen Eintrag thue.

Gleichviel ob aus den von mir angegebenen Gründen oder nicht, jedenfalls waren jene Befürchtungen voreilig. Die seitdem eingetretenen Ereignisse haben das staatliche und gesellschaftliche Uebergewicht Berlins noch weit über das Maass gesteigert, welches damals möglich schien. Dennoch erleben wir, dass nun umgekehrt gleich kurzsichtige Geister die Befähigung Berlins bezweifeln, wissenschaftlich auf der früheren Höhe sich zu erhalten.

Die unserer Körperschaft eng verbundene Universität, aus deren Lehrkörper wir hauptsächlich unsere Kräfte schöpfen, hat einen Rückgang und eine Schmälerung ihres Ansehens erlitten. Einem Rufe nach Berlin wird nicht mehr wie früher selbstverständlich Folge geleistet, als höchstem Ziel eines deutschen Universitätslehrers. Sogar eine Stellung ersten Ranges in Berlin fesselt nicht mehr

unbedingt. Nicht bloss der Sommer ist für unsere Hochschule eine Zeit der Ebbe; auch die Winterfluth von Studirenden bleibt unter der früheren Höhe, und Berlin hat aufgehört, die am zahlreichsten besuchte Universität zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, angesichts dieser Erscheinung mit Befriedigung festzustellen, wie grundlos also in diesem Punkte der Weheruf reichsfeindlicher und particularistischer Stimmen war. Auch könnten sie erwiedern, dass gerade die jetzige Sachlage zeige, wie nützlich für die Wissenschaft der Wetteifer verschiedener Staaten in Hebung ihrer wissenschaftlichen Anstalten sei. Ohnehin bleibt abzuwarten, wieviel von dem Rückgang unserer Universität nur auf Rechnung vorübergehender Umstände, oder gar künstlich genährter Meinungen und dadurch abseits geleiteter Strömungen komme.

Sollte der wissenschaftliche Glanz Berlins wirklich dauernd vermindert sein, so wäre das für die deutsche Wissenschaft überhaupt vielleicht kein unersetzlicher Schade. Noch immer würde, bald hier, bald da, eine kleinere Universität, ein Königsberg, ein Jena, ein Giessen, ein Heidelberg, zeitweise zu einem Gestirn ersten Ranges am Firmament deutschen Geisteslebens aufflammen. Die typische Gestalt des in bescheidener Stille einer kleinen Stadt von seinem Laboratorium oder seinem Schreibtisch aus die geistige Welt bewegenden, in seinem Kopfe sie spiegelnden deutschen Professors würde ja wohl nicht ausgestorben sein.

Aber ob Berlin selber an Waffenruhm, an politischer Bedeutung, an Geldmacht, an gewerblicher Thätigkeit, an Üppigkeit und äusserem Prunke sich dürfe genug sein lassen, das ist eine andere Frage. Es fehlt gegenwärtig, wie es heisst, in einflussreichen Kreisen nicht an

solchen, die nicht bloss die Fähigkeit Berlins bezweifeln, seinen alten Rang in der Wissenschaft zu behaupten, sondern auch meinen, dass darauf nichts ankomme: dass das neue Berlin den wissenschaftlichen Ruhm den kleinen Städten überlassen könne, und dass Reichshauptstadt, Sitz der grossen politischen Körperschaften und Mittelpunkt des Handels und Gewerbes zu sein, es genugsam verherrliche.

In einer Zeit grosser politischer Erfolge ist es natürlich, dass die Bedeutung politischer Thätigkeit überschätzt wird. Je mehr Talente einer bestimmten Richtung menschlicher Thätigkeit sich zuwenden, um so preis- und nachahmungswürdiger erscheint sie, um so mehr Kräfte und Charaktere jeden Ranges drängen sich nach. Man sollte aber doch nicht ganz vergessen, wie man immer mehr zu thun scheint, dass schliesslich Politik nur Mittel zum Zweck ist. Sie stellt doch, wenn sie ihre Ziele erreicht, erst die äusseren Bedingungen her, unter denen das Menschenthum gedeihen soll. Sie zimmert nur das Spalier, an dem der veredelte Stamm der Menschheit, sicher vor den Stürmen roher Gewalt und dem Frost geisttödtender Knechtung, seine Frucht zur Reife bringen kann. Ein Staatsleben, welches ganz in Politik aufgeht, kehrt gleichsam zurück zu den ersten Anfängen der menschlichen Gesellschaft, wo auch alle Sorge und Anstrengung auf die blossen Bedingungen des Daseins gerichtet ist. Wenn, wie im Perikleischen Athen, politische Blüthe mit der Blüthe von Geisteswerken sich eint, entfaltet sich freilich ein erhebendes Schauspiel harmonischer Kräfteübung. Wo aber zu wählen ist zwischen Zuständen, in denen politische Thätigkeit jede andere verschlingt, und solchen, wo Wissenschaft, Kunst und Poësie Triumphe feiern, muss es Jedem freistehen, sein Ideal sich auszu-

suchen. Was ist dem Denker, der dem ewig Wahren nachgeht, das alte Rom mit seinem Chauvinismus[2] und seinen Parteikämpfen? Und welchem Künstler wäre zu verargen, wenn das *Cinquecento* ihm als höhere Blüthe der Menschheit erschiene, als die Nordamerikanische Union? Deutschland vom siebenjährigen Kriege bis zur Schlacht bei Jena lebte gewiss zu sehr in den Wolken der Metaphysik und Poësie, und es war vielleicht nicht schön, dass während der Befreiungskriege GOETHE Chinesisch trieb. Hüten wir uns aber, gründlich wie wir in Allem sind, nun in's andere Extrem zu fallen, wofür die Zeichen sich häufen: aus einer Nation, die man einem Bücherwurm verglich, vor lauter Politik das am wenigsten literarische unter den grossen Culturvölkern zu werden.

Nein. Die Stadt des grossen FRIEDRICH darf nicht aufhören, ein Mittelpunkt deutscher Wissenschaft zu sein, will nicht Preussen seinen Charakter als leitende deutsche Macht wesentlich ändern. Dieser Charakter war nicht bloss der des grössten und mächtigsten, in vieler Beziehung bestregierten Staates, dessen Kräfte sorgfältige Organisation und allseitige unaufhörliche Anspannung noch vervielfachten. Zu wie ironischen Seitenblicken auch zuweilen der Name Anlass gab, dieser Charakter war der des Staates der Intelligenz. Zur Signatur dieses Staates gehört aber das geistige Übergewicht seiner Hauptstadt, und die Lage von Universität und Akademie in enger Gruppirung mit den Heimstätten der Kunst gegenüber den Fürstenpalästen. Nicht ohne tiefe Symbolik wendet FRIEDRICH's ehernes Standbild den musternden Herrscherblick nach der seines Bruders Haus bewohnenden Universität. Es wäre ein eigenes Verhängniss, wenn die Berliner Universität, gegründet einst, um gegen den äusseren Feind ein geistiges Bollwerk zu sein, nach sechszigjäh-

rigem ruhmvollen Bestehen Schaden nähme an der endlichen Niederwerfung desselben Feindes; wenn, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, sie mit Geringschätzung betrachtet würde. Als ob es an einem Feinde fehlte, zu dessen Abwehr sie minder unentbehrlich wäre! Als ob, um von anderen Kämpfen zu schweigen, deren Getöse in diesen Räumen nur wie fernes Brausen der See vernommen wird, nicht das Schleichgift des Utilitarianismus (ein neobarbarisches Wort für den neobarbarischen Begriff)[3] in gewissem Sinn eine ebenso drohende Schädlichkeit wäre, wie ein äusserer Angreifer!

Und hier liegt auch die dauernde, ja erhöhte Wichtigkeit unserer eigenen Körperschaft und der Schwester-Akademien in jetziger Zeit. Solche Bewegung hat sich der Geister bemächtigt, so gesichert scheint der Fortschritt in jeder Richtung, dass Akademien heute kaum noch Gelegenheit finden, in der Art wirksam zu sein, wie bei ihrer Stiftung erwartet wurde, und wie sie es früher wirklich waren. Viel eher fehlt es ihnen an zu stellenden Preisfragen, als irgend einer verständigen Aufgabe an Bearbeitern, die aus eigenem Antrieb ihr sich widmen. Zur Zeit des Entstehens der Akademien geschah der Fortschritt der Erkenntniss grossentheils in ihrem Schooss und durch sie; heute rauschen neben den alten, künstlich erbohrten Brunnen tausend lebendige Quellen, und die Wüste ist zum Garten geworden. Da ist nun die Meinung Einiger, dass, wie der Staat mit der Zeit gewisse Fabricationszweige aufgiebt und der Privatunternehmung überlässt, die er ursprünglich selber in die Hand genommen hatte, so dürfe er fortan den Betrieb der Wissenschaft getrost Privatpersonen und -Gesellschaften anvertrauen, die er zu bestimmten Zwecken ja immer unterstützen könne. Auf der heutigen Culturstufe seien

Akademien zwar durch Alter und frühere Dienste ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit, an sich aber entbehrlich, und höchstens da, um Gutachten bei ihnen einzuholen.

Aber wenn auch Akademien in dem Sinne, den ihre Stifter sich dachten, weniger nützlich wurden, so ist in anderer Richtung, wie gesagt, ihre Bedeutung vielmehr erhöht. In seinem gedankenreichen Vortrag 'über schule universität academie' vergleicht JACOB GRIMM die Akademie einem mächtigen Schiff, das die hohe See der Wissenschaft halte.[4] Das Schiff lassen wir gelten, jedoch die See, die es siegreich befährt, ist uns lieber die täglich steigende, weithin überströmende Fluth der materiellen Interessen, die Alles, was Geist und Gedanke heisst, wegzuspülen und zu versanden droht. Durch diese trüben Wogen trägt das vom Staate wohlausgerüstete starke Fahrzeug der Akademie sicher den Hort der Wissenschaft, wo im gebrechlichen Kahne der Einzelne viel leichter eine Beute der Tiefe oder doch der Strömungen wird. Jede andere wissenschaftliche Veranstaltung im Staate verfolgt mehr oder minder praktische Zwecke. Die Akademie ist die staatliche Verkörperung der reinen Wissenschaft, ihr Dasein legt Zeugniss ab von dem Antheil, den der Staat an Erhaltung und Förderung des Höchsten im Menschen, des Cultus der Idee um der Idee willen, nimmt.

Und, was nicht zu übersehen ist, den materiellen Interessen, der Industrie selber, kommen rein ideale Bestrebungen zu gute. Es ist eine bereits von FONTENELLE,[5] später von CUVIER,[6] unter uns von FRIEDRICH HEINRICH JACOBI[7] hervorgehobene Wahrheit, dass die wichtigsten Fortschritte der Praxis, die fruchtbarsten Gedanken der Industrie meist auf dem Boden streng wissenschaft-

licher, um praktische Erfolge unbekümmerter Forschung erwuchsen. Gleich dem nur um Schönheit und Herzensgüte, wenn auch im Gewande der Armuth, freienden Königssohn im Märchen, trägt die nur auf ideale Ziele gerichtete Forschung nebenbei auch noch ein Königreich als ungesuchte Mitgift davon. Schon den auf bestimmte Nutzanwendung zugeschnittenen Vorträgen über einen Zweig der Wissenschaft fehlt leicht die fortzeugende Kraft des Gedankens.[8] So kann man scheinbar paradox, und doch mit tiefem Rechte behaupten, dass Akademien und Facultäten, die unsere Nützlichkeitslehrer gern für schon halb erstarrte Reste einer wissenschaftlichen Zopfzeit ausgeben, mittelbar die ächten Pflegerinnen der Industrie sind.

Im brasilischen Urwald, erzählt Hr. Burmeister, bleibt der *Cipo-Matador*, der Mörder-Schlinger, noch als Hohlgerüst aufrecht stehen über dem vermodernden Stamme, den seine verrätherische Umarmung erdrosselte. Nicht lange jedoch, und er büsst seinen Undank mit dem eigenen Untergange.[9] So würde das am Stamme der Wissenschaft empor sich rankende Schlinggewächs der Industrie nicht lange ungestraft den Verfall der Stützpflanze überdauern, der es in Verkennung seiner eigenen Lebensbedingungen den Nährsaft abgeschnitten hätte.

Freuen wir uns, dass unter dem mächtigen Schutze des Kaisers Wilhelm, dessen Geburtsfest wir heute feiern, Befürchtungen, wie die ausgesprochenen, nimmermehr Raum gegeben zu werden braucht, Ansichten, wie die bekämpften, zu keiner praktischen Wirkung gelangen können. Preussens Könige haben während ihrer ruhmvollen Geschichte, mit kurzen, längst hundertfach vergüteten Unterbrechungen, der Wissenschaft stets rege Sorge gewidmet. Der Adler auf unserem alten akade-

mischen Siegel, der den verwandten Sternen zustrebt, ist der Aar der Hohenzollern. Unsere Akademie ist gerade so alt, wie das preussische Königthum. Der Neuerhebung Preussens unter FRIEDRICH dem Grossen entsprach eine Neustiftung der Akademie, und es scheint unmöglich, die heutige Feier vorübergehen zu lassen, ohne dankerfüllten Herzens zu erwähnen, dass durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers und Königs, durch den erleuchteten Sinn seiner Räthe, und unter verfassungsmässiger Mitwirkung der Landesvertretung solche Erhöhung unserer Mittel uns in sichere Aussicht gestellt ist, dass der neue Abschnitt der preussischen Geschichte, an dessen Anfang wir stehen, soweit dies von äusseren Umständen abhängt, auch ein solcher der Geschichte der Akademie zu sein verspricht. Wissenschaftliche Anstalten sind im Werden, von einem Umfang und einer Pracht, wie die Welt sie noch nicht sah, und wie wohl selbst VOLTAIRE sie kaum sich träumen liess, als er, seiner Zeit weit vorauseilend, den Palast der Wissenschaften mit der zweitausend Schritt langen physikalisch-mathematischen Gallerie in der Hauptstadt des fabelhaften Königreiches Eldorado beschrieb.[10]

Sollte aber nicht der Augenblick für schöpferische Thätigkeit noch nach anderer Richtung gekommen sein? Sollte nicht an die Auferstehung des deutschen Kaiserreiches die Gründung einer Deutschland noch fehlenden Akademie naturgemäss sich knüpfen? Man gestatte mir, zur Darlegung meines Gedankens etwas weiter auszuholen.

Es wäre, glaube ich, Selbsttäuschung, wollten die Deutschen als Volk für Empfindung und Erzeugung der schönen Form im weitesten Sinn hervorragende Begabung

sich zuschreiben. Wenn Vervollkommnung der Gesammtheit wie der Einzelnen mit richtiger Erkenntniss ihrer Mängel und Vorzüge beginnt: so gestehen wir uns doch, dass in Dingen des Geschmacks Franzosen und Italiäner von Natur, durch Erziehung in manchen Stücken auch die Engländer uns überlegen sind. Wem dies Geständniss schwer wird, der tröste seine Nationaleitelkeit durch Hinblick auf die vorzügliche Eigenschaft, mit der, vermöge eines Gesetzes der Organisation, innerlich jener Fehler zusammenhängt. Diese Eigenschaft ist der auf das Wesen der Dinge, auf den letzten zureichenden Grund, mit einem Wort auf die Wahrheit gerichtete Sinn des Deutschen. Unbekümmert um den schönen Schein dringt durch das trügliche Bild hindurch sein für das Unendliche accommodirtes geistiges Auge bis zu den fernsten Problemen des Seins. Ihm gebührt der Preis im abgezogenen Denken, das vor keiner willkürlichen Schranke, keiner Convention, keiner Mythe, keinem Dogma stehen bleibt. Diesem Geist entsprang die Neugeburt der Philosophie durch Kant, durch Luther, in seiner Sphäre, die Reformation. Dieser Geist äusserte sich, wenn Tacitus' Bericht zu trauen ist, schon zur Zeit, als unsere Vorfahren noch Elk und Wisent jagten, in der Bilderlosigkeit ihres Gottesdienstes, dem ein Wald zum Tempel genügte. Willig kehrten im Bereiche des Protestantismus die Deutschen vom lateinischen Bilderschmuck zu gleicher Oede ihrer Gotteshäuser zurück. Ein Seitenstück hierzu bietet der für übersinnliche Dialektik und ethische Gesetzgebung angelegte Semitische Stamm, der, früh zu vergleichsweise reinster Ausprägung der Gottesidee gelangt, die Kunst mit Bann belegte, den Götterbildner Phidias gesteinigt hätte, zu seinem Tempelbau fremde Künstler sich verschreiben musste, und dessen Stammverwandten in ihren

Moscheen kein sinnliches Symbol der Gottheit, in ihrer Behausung kein Bild eines Menschen oder Thieres dulden. Mit gerechtem Stolze dürfen Juden und Germanen auf die philosophische Anlage blicken, die hierin sich ausspricht. Nur müssen sie nicht glauben, dazu noch künstlerische Begabung beanspruchen zu können, wie sie der zu glücklichstem Gleichmaass geborene Zweig der Mittelländischen Menschheit besass, dem die Gottheit als Zeus von Olympia, Pallas Promachos, oder Knidische Aphrodite erschien.

Bis wie weit es in den Künsten selber den Deutschen gelang, nicht bloss diesen Mangel ihrer Uranlage, sondern auch die sonst vielfach erlittene Ungunst des Geschickes auszugleichen, bleibt hier unerörtert. In der bildenden Kunst würde aus dem Ueberwiegen des Gedankens über die Form vielleicht die Neigung zu jenen anspruchsvollen, nicht selten hoffnungslos dunklen Allegorien sich erklären, durch welche oft der deutsche Künstler, seines wahren Berufes vergessen, zum unberufenen Lehrer im Reich des Gedankens, z. B. in Philosophie der Geschichte, sich aufwirft. Am unangenehmsten berührt diese Verirrung, wenn, wie wir es neuerlich sehen müssen, Phantasien, die man in schattenhafter Ausführung sich noch hätte gefallen lassen, als Taggespenster in das farbenglühende Gewand eines übelangebrachten Realismus sich kleiden. In Poësie und Musik würde an entsprechenden Erscheinungen kein Mangel sein.

Geringe Bekanntschaft mit den verschiedenen Volksarten lehrt aber, dass auch ausserhalb der eigentlichen Kunst der Sinn für Richtigkeit, Schönheit und Vollendung der Form bei uns eine kleinere Rolle spielt als bei den anderen grossen Culturvölkern. Allgemein gesprochen liegt in uns kein künstlerisches Element, wie auch das mannig-

fach damit sich berührende technische Element, trotz allen Fortschritten der Industrie und trotz der Erfindsamkeit Einzelner, bei der Masse unseres Volkes schwach entwickelt ist. In vielen Zügen, die ich nicht erwähne, zeigt sich dies, besonders deutlich jedoch in Behandlung eines Kunstmateriales, das Jeder, welchen Alters über die ersten Jahre er sei, fortwährend handhabt, der Sprache.

Kein Geringerer als Jacob Grimm ist es, der an dieser Stelle, wo heute ich rede, schon vor 27 Jahren die Deutschen anklagte, in Pflege der Sprache hinter den Völkern romanischer Zunge, Italiänern, Spaniern, Franzosen zurückgeblieben zu sein. Auch die anderen Völker germanischen Sprachstammes, Engländer, Niederländer, Skandinaven, traf seine Anklage.[11] Ueber die beiden letzteren kann ich nicht mitreden; den Engländern aber stehe ich nicht an, in der Sorgfalt, mit der sie ihre Sprache behandeln, gleichfalls den Vorzug vor uns einzuräumen.

Soll man von Reinheit und Richtigkeit der Sprache reden können, so muss diese allgemeingültig festgestellt sein. Wie in so vielen Dingen, sind auch hierin die Italiäner dem übrigen Europa früh mit gutem Beispiel vorangegangen. Seit dem sechszehnten Jahrhundert ist die *Accademia della Crusca* bemüht, 'das Mehl der italiänischen Sprache von der Kleie zu säubern'. Spanien besitzt seit 1715 seine *Real Academia Española*, welche für das Castilische ähnliche Zwecke verfolgt. Adel und Schönheit des Ausdruckes sind jenseit der Alpen und Pyrenäen oft auch unter Lumpen heimisch.

England hat keinen obersten Gerichtshof für sprachliche Fragen. Ueber Rechtschreibung und Aussprache stehen sich in der Literatur und in den verschiedenen Landschaften mancherlei Meinungen gegenüber. Aber der Sinn der gebildeten Engländer für diese Dinge ist

rege, und nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus bewusster Überzeugung spricht und schreibt der Einzelne, der Mann von Cambridge und der von Oxford, der Schotte und Ire so oder so. Man nimmt keine englische literarische Zeitschrift zur Hand, ohne auf Bemerkungen über Richtigkeit gebrauchter Wörter und Wortfügungen zu treffen. Der englische Kritiker hält sich für verpflichtet, über die Landessprache zu wachen, die er gleich einem Kriegsschiff 'Ihrer Majestät Englisch' nennt. Besonders hat er ein Auge auf die Verunstaltungen und Neuerungen, welche aus Amerika und den Colonien in die Sprache des Mutterlandes sich einzuschleichen drohen. In der Kinderstube, der Schule, der Gesellschaft, auf der Kanzel wie auf der Bühne, im Parlament: überall wird auf Form der Rede grosser Werth gelegt. Die Klangarmuth der Sprache hat zu erstaunlicher Feinheit im Gebrauch der Sprechwerkzeuge geführt. Bei den höheren Ständen steigert sich die Gepflegtheit des Ausdruckes, wie sonst nur die der äusseren Erscheinung, nicht selten zur Geckenhaftigkeit. In englischen Personenschilderungen wird oft die bei uns kaum dem Namen nach gekannte Gabe anmuthiger Unterhaltung gerühmt. Engländer und Engländerinnen, die, ohne Schriftsteller von Fach zu sein, vortrefflich geschriebene Briefe, Denkwürdigkeiten, Reiseberichte liefern, sind ausserordentlich zahlreich. Genug, die gebildete Welt Englands ist schon lange mit Bewusstsein oder aus Gewohnheit beflissen, ihre mündlichen und schriftlichen Aeusserungen möglichst vollkommen zu gestalten. Man denke vom Kunstsinn der Engländer wie man wolle, was nach einer in Deutschland verbreiteten Meinung ihnen in Musik und bildender Kunst versagt bleibt, gelingt ihnen in anderer Richtung. In ihrem Hauswesen bringen sie das Kunst-

werk zur Erscheinung; und in künstlerischer Behandlung der Sprache sind sie uns weit voraus.

Die Kelten waren den Germanen an Kunstsinn ursprünglich wohl nicht überlegen. Wenn die festländischen Kelten sie später daran übertrafen, so geschah dies schwerlich, weil der zur Rennthierzeit bei einem Theile der Urbevölkerung Südfrankreichs vorhandene Kunstsinn[12] auf die erobernde Race überging. Eher fand über Massilia griechischer Einfluss statt, hauptsächlich aber trugen römische Unterjochung und Verkehr mit Italien, unterstützt durch Reichthum, ungestörte Wohlfahrt und frühe Centralisirung, dazu bei, das französische Volk mit jenem allmählich zum Übermaass entwickelten Gefühle für correcte Schönheit zu durchtränken, das sein ganzes Leben beherrscht, und mit besonderer Stärke in seiner Sprache waltet. Wie in ihrer politischen Weltanschauung,[13] sind die Franzosen auch in ihrem literarischen Geschmack Erben der Römer. Die classisch-französische Literatur war im Grunde nie jung. 'Sturm und Drang' hat sie nie gekannt, sondern sie ist in den Regeln verständiger Klarheit und gefälligen Maasshaltens geboren und aufgewachsen, die für die Römer Horaz, für die Gallo-Römer nach seinem Vorbilde Boileau in Verse brachte.

Die französische Sprache ist bekanntlich in Rechtschreibung und Wortfügung bis zu geringen Einzelnheiten, in prosaïscher und poëtischer Ausdrucksweise bis zu zarten Schattirungen geregelt. Seit zweihundert Jahren stehen die sprachlichen Schranken fest, innerhalb deren Geist, Gefühl, Phantasie, Witz, Beredsamkeit wie Alltagsrede sich zu bewegen haben. Wohl rückt im Laufe der Zeit das schöpferische Talent diese Schranken hinaus, der Idee nach überspringt es sie niemals. Derselbe Gedanke lässt sich im Französischen tadellos und treffend

meist nur auf Eine Art sagen. Der minder Eingeweihte erhält sogar den Eindruck, als schrieben alle Franzosen Einen Stil. Wie bei der Krystallbildung die Verunreinigungen der Mutterlauge ausgeschlossen werden, so schiesst im französischen Satzbau der Gedanke zu farbloser Reinheit und Durchsichtigkeit aus dem Chaos der Vorstellungen an. Freilich mag dabei geschehen, dass das nur dunkel Geahnte und deshalb Zurückbleibende gerade das Tiefste und Beste war. So hat man von der Mutterlauge gesagt, dass in ihr die zukünftige Chemie stecke.

Die Ängstlichkeit, mit welcher der französische Schriftsteller jede Silbe wägt und jeden entbehrlichen Buchstaben streicht, wird durch Mérimée's Bedenken versinnlicht, ob nicht das Wort *Fin* am Ende seines Werkes unnütze Längen enthalte?[14] Nicht die kleinste Sorge des Schriftstellers ist die um den rein physiologischen Wohllaut. Er bebt vor Hiaten und unwillkürlichen Versen, denn er weiss, dass eine Schaar unbestechlicher Wächter ihm auf die Finger sieht, der auch die geringste Nachlässigkeit nicht entgehen wird. Von der literarischen Feinschmeckerei, zu der in Frankreich die Kritik gedieh, hat man in Deutschland keinen Begriff. Ihr Lob und ihr Tadel sind uns oft gleich unverständlich. Die kleine Härte oder Trübe des Stils, die einem Sainte-Beuve schon unerträglich däucht, empfinden wir oft ebenso wenig, wie wir seine Bewunderung für ein immerhin glückliches Bild oder einen hervorbrechenden Naturlaut theilen, dergleichen wir meinen, tausendmal im Deutschen vernommen zu haben, nur freilich ohne die im Französischen ihnen zur Folie dienende vollkommene Correctheit.

Aber der französische Schriftsteller erntet auch den Lohn seiner Mühen. Die begeisterte Anerkennung, die

dessen wartet, der mit Kraft, Anmuth und Feinheit das durch vieler Geschlechter Arbeit polirte Werkzeug der Sprache zu gebrauchen weiss, ist nur der Huldigung zu vergleichen, die einst dem Olympischen Sieger entgegenkam. Eine gelungene Seite, Ein treffendes Wort sind nicht selten der Ausgangspunkt einer bedeutenden Laufbahn gewesen. Ein den nationalen Geschmack zufriedenstellendes Buch ist ein Ereigniss, des Verfassers Name lebt in Aller Munde gleich dem eines glücklichen Feldherrn.

Die französischen Gelehrten haben deshalb stets grosse Sorgfalt auf die Form ihrer Werke gewandt. Es ist bezeichnend, dass der, welcher für den Schöpfer der neueren französischen Prosa gilt, Blaise Pascal, zugleich bedeutender Mathematiker und Physiker war. Die Namen d'Alembert, Buffon, Condorcet, Cuvier, Arago werden mit den besten Namen der schönen Literatur in Einer Reihe genannt. Die stilistische Meisterschaft der französischen Gelehrten und die Empfänglichkeit der Franzosen für diese Art von Verdienst halfen sehr, der Wissenschaft in Frankreich unter allen Klassen der Bevölkerung die Theilnahme zu sichern, die wir in Deutschland oft so ungern vermissen.

Die Vergötterung der schönen Rede bei den Franzosen geht sogar zu weit. Keinen philosophischen Trugschluss, keine politische Verkehrtheit, kein sociales Hirngespinnst giebt es, die gut eingekleidet nicht bei ihnen Beifall hoffen dürften; keine Lüge, keinen Frevel, keine Fäulniss, denen für das französische Ohr der Zauber der Darstellung nicht Reiz verliehe. Umgekehrt giebt es keine noch so ernste und erhabene Wahrheit, die nicht der kleinste Verstoss gegen den leicht verletzlichen Geschmack in Frankreich lächerlich und wirkungslos machen könnte.

Im innersten Herzen stellt die Mehrzahl der gebildeten Franzosen nach wie vor nicht nur Corneille, Racine, Molière, sondern auch Lafontaine hoch über den Barbaren Shakspeare.

Schwer genug büssten in ihrer Geschichte die Franzosen diese Schwäche. Schöne Worte führten sie vom *Contrat social* bis zum Fallbeil des Convents, von da weiter bis wo sie jetzt sind; wohin werden schöne Worte sie nicht noch führen? Dem einigermaassen begabten Schriftsteller, der Meister in seiner Sprache ist, steht die französische Welt offen, wie schief sonst sein Urtheil, wie seicht seine Einsicht, wie schwankend sein Charakter, wie sich widersprechend seine Ueberzeugungen. Man vergleiche Lamartine mit Rückert: mit dem Rechte, mit dem 1848 die Franzosen den empfindsamen Royalisten, der die *Méditations poétiques* schrieb, als Haupt der provisorischen Regierung sich gefallen liessen, hätte nach dem Maass der Dichtergaben das Frankfurter Parlament Rückert die Kaiserkrone anbieten können. Der französische Schriftsteller seinerseits wird durch die Macht, die sein Talent ihm über die Massen giebt, verleitet, sich für einen Staatsmann zu halten, nur weil er gutes Französisch schreibt. So entstehen jene ausserhalb Frankreichs unerhörten Existenzen, wie man deren eine jüngst im Strudel der Pariser Commune scheitern sah.

Verkörpert erscheint der sprachliche Formensinn der Franzosen in der berühmten *Académie française*. Französische Schriftsteller, welche die Hoffnung aufgegeben hatten, dass das Thor dieser Akademie sich ihnen öffnen würde, sind nicht müde geworden, sie zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen. Aus edleren Beweggründen haben einzelne unabhängige Geister, wie Hr. Lanfrey,

deren Fehler blossgelegt.[15] Dass die *Académie française* in ihren Wahlen und Urtheilen sich oft und stark geirrt habe; dass unter ihren vierzig Pässen für die Nachwelt viele, oft schon bei Lebzeiten der Inhaber, ungültig befunden wurden; dass aus den Dachkammern, statt aus ihrem Schoosse, die neuen Meisterwerke kamen; dass die Akademie zu grossen Gesammtarbeiten untüchtig sei: diese und ähnliche Anklagen gehen uns nichts an. Eher berührt uns der übrigens viel seltener gehörte Vorwurf, dass die Akademie in der französischen Literatur den kleinlich beschränkten Geist des sogenannten Classicismus grossgezogen, dass sie die noch bei Rabelais sprudelnde keltische Urkraft zurückgedrängt und das geleckt zierliche gallo-römische Wesen bevorzugt, dass sie so der Sprache den Born der Verjüngung abgeschnitten und ihre Fortbildung gehemmt habe.

Unstreitig ist zu beklagen, dass die Franzosen, in zu engen aesthetischen Begriffen befangen, ihre Volkssprache und Volkspoësie verstiessen. Die unakademische *Chanson* lässt ahnen, welche Schätze so verloren gingen. Aus den hier noch zu pflückenden duftigen Zweigen wand sich George Sand den schönsten Dichterkranz. Aber war es die Akademie, die den Franzosen diese literarische Gefühlsweise einflösste? War es nicht vielmehr die Gefühlsweise der gebildeten Franzosen, die in der Akademie ihren Ausdruck fand? Macht nicht aus der Bevorzugung des Volksliedes vor akademischer Dichtung Molière einen Zug seines misanthropischen Sonderlings, wobei er eine verstohlene ketzerische Neigung für jenes verräth? Und hätte wohl Le Nôtre die Buchs- und Eibenbäume wie Lakaien aufgereiht und sie zu Pyramiden verschnitten, wäre nicht dies der Begriff eines Gartens an Ludwig's XIV. Hof gewesen? Als aber einmal die

Akademie da war, beugte sich ihr freilich der abwechselnd unbändige und unterwürfige Sinn der Franzosen. Wie in der Politik, trugen sie in der Literatur halb murrend, halb spottend das selbstauferlegte Joch.

Die Unbeliebtheit der *Académie française* im eigenen Lande raubt mir deshalb nicht den Muth, meinen Gedanken auszusprechen. Ich träume eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache.

Zu fast allem soeben von England und Frankreich Gesagten bietet Deutschland den geraden Gegensatz. Jede Bemühung, die deutsche Sprache und ihre Rechtschreibung festzustellen, blieb bisher vergeblich. Jacob Grimm's Rechtschreibung war wohl ein zu radicaler Reformversuch, und lässt zuviel Einwände zu.[16] Sie wird von einem getreuen Häuflein Sprachkundiger in- und ausserhalb dieser Akademie befolgt, die grosse Menge kennt nicht einmal ihr Dasein, und staunt, wenn sie eine Probe davon sieht. Nach wie vor haben wir zwei Schriften, für die gangbarsten Wörter zwei Schreibweisen, für viele Zeitwörter zwei Arten der Beugung ohne allgemein anerkannte Regel für deren Gebrauch. Die mangelhafte Synonymik erlaubt denselben Gedanken ohne bestimmte Nüancirung nach Belieben auf mehrere Arten auszudrücken. Die daraus entspringende Leichtigkeit verführt zu der Nachlässigkeit, welche uns den Vorwurf zuzieht: *Les Allemands n'ont pas le mot propre.* Wir sind schon zufrieden, wenn der Ausdruck den Gedanken nur ungefähr deckt, und auf einen kleinen Denkfehler kommt es uns nicht an.

Mit seltenen Ausnahmen spricht jeder Deutsche, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nicht bloss jede Landschaft besteht in Aussprache, Wortbildung und Wortfügung auf ihren Eigenheiten, sondern jeder Einzelne hat

dergleichen von Aeltern, Pflegerinnen, Lehrern überkommen, oder selber sich ausgedacht. Wie nach Boileau jeder Protestant mit der Bibel in der Hand Papst ist,[17] so dünkt sich, aber auch ohne Adelung, Heyse und Grimm, jeder Deutsche eine Akademie.

Ein grosser Theil der musikalischsten Nation der Welt kann die Consonanten mit und ohne Stimme, und die einander näher stehenden Vocale und Diphthongen nicht unterscheiden.[18] Viele unserer schönsten Gedichte sind deshalb durch unvollkommene Reime entstellt. Sogar von der Bühne herab verfolgt das feinere Ohr der unleidliche Missklang schlechter Vocalisirung. Um so merkwürdiger erscheint dies, als, wie wir jetzt wissen, die Vocale durch bestimmte, in ihnen vorklingende Obertöne gekennzeichnet sind,[19] die Fähigkeit, sie zu unterscheiden, mit der musikalischen Begabung also gleichen Schritt halten sollte.

Der Mehrzahl auch der literarisch und wissenschaftlich gebildeten Deutschen ist dies Alles vollkommen gleichgültig, wenn sie es überhaupt wissen. Oder sie ziehen sogar die aus der Gesetzlosigkeit entspringende Ungebundenheit dem doch heilsamen Zwange eines geregelten Zustandes vor. Denn durch je festere Regeln das sonst Willkürliche bestimmt ist, mit um so grösserer Sicherheit bewegt sich, wer sie einmal erfasst hat, und kann nun sein Augenmerk wichtigeren Dingen zuwenden. Die auffallende Fehlerhaftigkeit des deutschen Druckes im Vergleich zum englischen und französischen beruht, wie Sachverständige versichern, zum Theil darauf, dass der deutsche Setzer nicht bloss die deutsche Rechtschreibung im Kopf haben, sondern auch die seines jedesmaligen Autors beachten muss.

Viel eher als Englisch und Französisch bedürfte das Deutsche einer gewissen formalen Beaufsichtigung, wegen

der Leichtigkeit, mit der es neue Wortbildungen zulässt, und der Unfähigkeit, lateinische und griechische Wörter sich wahrhaft zu verähnlichen. Aus letzterer entsteht die, Engländern und Franzosen unbekannte, schon oft vergeblich bekämpfte, nie ganz auszurottende Plage der Fremdwörter, der aber doch unter gleichen Verhältnissen die Holländer viel erfolgreicher begegnen als wir. Sehr nöthig wäre uns gerade jetzt etwas von der französischen und englischen Sprachpolizei, wo das öffentliche Leben, die überall tagenden Versammlungen, die Zeitungen zahlreiche neue Redensarten aufbringen, von denen wenige als Bereicherung des Sprachschatzes erscheinen.

Dazu kommt, die Verwirrung zu steigern, das Dasein jenes zweiten grossen Mittelpunktes deutscher Bildung im Südosten. Spät von der deutschen literarischen Bewegung ergriffen, unter dem Einfluss eines babylonischen Zungengemisches, liess der österreichische Stamm in seiner Sprechweise eine Menge Eigenheiten sich einwurzeln, welche ebenso schwer zu beseitigen, wie vom classischen Standpunkte zu dulden sind.

Hand in Hand mit der Gleichgültigkeit gegen die formale Seite der Sprache geht bei den Deutschen die Vernachlässigung des Stils.

Wenn ich hier von Stil rede, meine ich nur dessen grundlegende Eigenschaften, die bei einem gewissen Maass von Begabung Jeder durch Schulung sich aneignen kann. Es ist nicht von Jedem zu verlangen, dass er geistreich, fein, schwunghaft schreibe, dass er mit sinnvollen Wendungen den Leser gewinne, mit treffenden Gleichnissen ihn erfreue, durch Leidenschaft ihn fortreisse. Dagegen ist von Jedem zu verlangen, dass er in gutem Deutsch seine Meinung bündig, kurz und klar mittheile.

Um bei den deutschen Naturforschern stehen zu

bleiben, wie viel unter ihnen giebt es denn, welchen der Gedanke, dass man auf die Darstellung Fleiss verwenden müsse, und dass eine wissenschaftliche Abhandlung ein Kunstwerk sein könne wie eine Novelle, nicht als wunderliche Grille erscheint? Weil sie die grundlegenden von den verschönernden Eigenschaften des Stiles nicht trennen, meinen sie, gutes Deutsch sei ein Geschenk des Himmels, um das, wer es nicht besitze, umsonst sich bemühe, und welches überdies nicht werth sei, dass man seinetwegen sich plage. Unbekümmert um die äussere Erscheinung treten sie im Schlafrock vor die Oeffentlichkeit, und, was kaum minder schlimm ist, die Oeffentlichkeit ist es zufrieden. Ja sie suchen etwas darin, äusserer Hülfsmittel sich zu entschlagen, als ob die Wahrheit unter gefälliger Form litte, und als ob nicht formale Durchbildung eines Gedankengefüges der sicherste Weg wäre, übersehene Lücken und Fehler aufzudecken. Je hastiger gegenwärtig die wissenschaftliche Production, um so grösser die stilistische Verwilderung. Lehrreich ist zu beobachten, dass sie weniger bei den Forschern um sich greift, deren Gegenstand strenges Denken erheischt, bei den Physikern, mehr bei denen, die am anderen Ende der Reihe stehen, den Medicinern. Namentlich treiben diese einen nicht genug zu tadelnden Missbrauch mit Fremdwörtern.

Es wäre schwer, hier nicht ALEXANDER'S VON HUMBOLDT mit einer gewissen Wehmuth zu gedenken. Er hatte in der Jugend das aesthetisch erregte Deutschland der Jenenser Zeit verlassen. Nach seiner Reise hatte er ein Vierteljahrhundert im *Institut*, dem Mittelpunkte französischer literarischer Bewegung, verlebt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wo schon die Reaction gegen den Idealismus sich vorbereitete, in der wir uns befinden,

sah er in seinen stilistischen Bestrebungen sich schmerzlich vereinsamt. Um so tiefer empfand er dies, je mehr in Frankreich sein Formtalent bewundert worden und ein je mächtigerer Hebel es ihm dort gewesen war. Für mich ist kein Zweifel, dass vornehmlich diese Empfindung ihn zu VARNHAGEN hinzog.[20]

Wie ist es möglich, dass seit so langer Zeit die deutsche Jugend die kostbarste Zeit des Lebens auf den Schulbänken mit dem Studium der antiken Muster verbringt, aber nicht sie zum Vorbilde nimmt? Lateinisch zwar lernte sie schreiben, aber sie lernte nicht schreiben, wie die Lateiner. Höchstens die Verwickelung des Satzbaues entlehnten wir den Römern, ohne gleich ihnen den Ariadnefaden starker Beugungen durch das Labyrinth der Rede zu besitzen. Dagegen Franzosen und Engländer, über deren humanistische Studien unsere Gymnasial-Directoren und Oberlehrer die Achsel zucken, stets bemüht waren, die stilistischen Vollkommenheiten der Alten so viel wie möglich in ihren Sprachen wieder aufleben zu lassen. Bekanntlich ist auch die Zahl derer, die im späteren Leben zum Vergnügen einen Classiker aufschlagen, verhältnissmässig kleiner bei uns als in England.

Es liegt nahe, diese Widersprüche davon herzuleiten, dass unser classischer Unterricht auf die formale Ergründung der alten Sprachen, als auf ein Bildungsmittel an sich, zu viel Gewicht legt. Ueber dem Betrachten der Einzelnheiten geht der Gesammteindruck verloren; vor lauter Bäumen sieht der Schüler den Wald nicht. Schade nur, dass auch von der so angelernten 'Akribie' nichts der Muttersprache zu Gute kommt.

Vielleicht ist die bei uns, im Vergleich zumal mit den Franzosen, ausgedehntere Beschäftigung mit dem Griechischen zum Theil Schuld daran, dass wir aus dem

Studium der Alten für unseren Stil geringeren Vortheil zogen. Die griechische Sprache besitzt eine Fülle von Beugungsformen des Zeitwortes und von Partikeln, denen im Deutschen nichts entspricht. Wir mögen es dahin bringen, diese Formen im einzelnen Fall aus grammatischen Regeln zu rechtfertigen. Aber meist ist die Regel den Beispielen entnommen, und dann bleibt solche Erklärung ein Zirkelschluss. Wahre Einsicht in die Nothwendigkeit einer bestimmten Form an einer bestimmten Stelle gewährt die Regel meist so wenig, wie eine empirische Formel die Umstände kennen lehrt, die den danach interpolirten Werth der Variablen bedingen. Es mag jederzeit in Europa ein paar Graecologen geben, die durch unaufhörliches Sichversenken in die Texte zu solchem Sprachgefühl gelangen, dass die verschiedenen Aoriste, und andere Dinge der Art, ihnen wahrhaft lebendig werden. Seiner Natur nach ist solches Gefühl nicht übertragbar, und so verharrt die ungeheure Mehrzahl der Griechisch Lernenden auf einer Stufe, wo sie bei Vielem sich nichts Rechtes zu denken wissen. Die unaussprechbaren Accente gewöhnen sie vollends daran, Bedeutungsloses gelten zu lassen. Wenn sie nun eine Seite Griechisch, auf der sie von Vielem keine deutliche Rechenschaft sich geben können, als unerreichbares Muster des Stiles rühmen hören, wie sollen sie mit der obersten Wahrheit der Stilistik sich durchdringen, dass der Stil die Minimumaufgabe zu lösen hat, durch möglichst wenig Zeichen eine gegebene Gedankenreihe zu erwecken, dass also ohne zureichenden Grund kein Zeichen dastehen darf? Ferne sei mir, dem das Hellenenthum als Quell aller wahren Bildung erscheint, deshalb das Studium des Griechischen einschränken zu wollen. Ich wünschte nur, dass, wenn der Jugend die griechische Diction zum

Vorbilde gegeben wird, dieser Umstand nicht unberücksichtigt bliebe.

Die geringere Fertigkeit der Deutschen im Gebrauch der Muttersprache wird sodann, wenn nicht entschuldigt, doch zum Theil erklärt durch die sprachliche Vielseitigkeit, die in ihrer umfassenderen Weltanschauung, ihrem Weltbürgerthum, wie man es nennen kann, wurzelt. Von den geistig beschäftigten Deutschen haben viele den löblichen Ehrgeiz, neben Deutsch auch noch Französisch, Englisch und womöglich Italiänisch leidlich fehlerfrei zu sprechen und zu schreiben. Kein Wunder, dass sie in der Muttersprache es nicht zur Meisterschaft des Franzosen oder Engländers bringen, für den es meist nur Eine Sprache in der Welt giebt.

Auch die Beschäftigung mit der speculativen Philosophie und der grosse Platz, den diese im deutschen Geistesleben lange einnahm, ist zu den Umständen zu zählen, die unserer sprachlichen Entwickelung geschadet haben. Sie hat die Deutschen daran gewöhnt, ungenau Gedachtes, locker Geschlossenes, mitunter Sinnloses, unter dem Schutz orakelhafter Dunkelheit und einer sinnverwirrenden Kunstsprache, als tiefe Weisheit sich bieten zu lassen. Sie hat sie in dem Fehler bestärkt, zu dem sie ohnehin neigen, ihre Gedanken nicht zu voller Schärfe auszuarbeiten, und bei deren Ausdruck gleichsam mit einer ersten Annäherung sich zu begnügen. Leider muss hinzugefügt werden, dass auch die kritische Philosophie durch die rauhe Härte und ungefüge Verwickelung ihrer Schreibart der deutschen Sprache nicht zum Heile gereichen konnte.

Endlich ist hier noch ein schweres Bekenntniss abzulegen. Unser grösster Dichter hat auf den deutschen Stil lange keinen guten Einfluss geübt. Auch da er die

Iphigenie „Zeile für Zeile, Periode für Periode regel„mässig erklingen liess“,[21] war GOETHE in den grundlegenden Eigenschaften des Stils im Allgemeinen kein Muster. Er besass Alles, was der Himmel seinen Lieblingen schenkt, und was den Zauber der Darstellung ausmacht, aber ihm fehlte oft, was gesunder Geschmack so wenig entbehren mag, wie neben Leckerbissen das Brod, und was nur zähe Arbeit verschafft, Reinheit und Richtigkeit der Sprache, straffe Verkettung der Gedanken, knappe Gedrungenheit. Er klagt, die Sprache habe sich unüberwindlich gezeigt.[22] Die Spuren seines Ringens, Unaussprechliches auszusprechen, sind nur zu häufig in seinen Werken. Unstreitig gewann dabei in seinen Händen die Sprache an Reichthum und Biegsamkeit, aber die Nachlässigkeit und Willkür, mit welchen er sie, durch sein ungeheures Talent verführt, in Prosa wie in Versen oft behandelte, waren nicht geeignet, erziehend auf das noch unmündige Volk zu wirken, das zu ihm als Lehrer und Führer emporblickte. Sieht man dann den alternden GOETHE mehr und mehr in seine bekannte Manier verfallen, zu behaglichster Breite zerflossene Phrasen voll nichtssagenden Füllsels, gewohnheitsmässiger Beiwörter und Wendungen bequem aneinander zu hängen, so kann man nur den Gegensatz zu VOLTAIRE beklagen, der bis zuletzt ein unerreichtes Vorbild raschen, frischen, treffenden Ausdruckes blieb. Und wenn lange nach GOETHE's Tode halb Deutschland noch immer wie der alte GOETHE schrieb, so kann man sich nur wundern, wie ein Volk von Kritikern das freilich schwerer nachzuahmende Beispiel wahrhaft classischer Schreibart vergessen konnte, das doch schon von LESSING gegeben war.

Forscht man nach dem letzten Grund unserer schon oft beklagten sprachlichen Mängel, so ist er meines Er-

achtens nicht, wie zu geschehen pflegt, in den politisch-religiösen Wirren des siebzehnten Jahrhunderts zu suchen, sondern, wie Eingangs angedeutet wurde, in dem bei uns minder lebendigen Formensinn, verbunden mit jenem starken Gefühle für Unabhängigkeit, welches den Deutschen schwer macht, aus Gemeingeist, ohne dass bürgerliches Gesetz oder militärische Zucht es gebieten, ihre persönlichen Neigungen einer Regel unterzuordnen. Genährt und gesteigert wurde freilich dies Gefühl durch die nach dem dreissigjährigen Krieg hinterbliebene Zerrissenheit Deutschlands, in welcher den verschiedenen Stämmen das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit fast verloren ging, und durch den daraus folgenden Mangel an einem allgemeine Achtung gebietenden Mittelpunkte nationaler Cultur.

Wie wäre wohl der Entwicklungsgang der deutschen Sprache und Literatur gewesen, hätte Deutschland, als unsere grossen Dichter lebten, eine mächtige Hauptstadt wie London oder Paris gehabt, die Sammelplatz der vorzüglichsten Talente geworden wäre? Manche liebliche Blüthe unserer Poësie hätte sich nicht entfaltet. Wir wären ärmer um die Erinnerungen aus der Weimarischen Zeit. Ilmenau's düstere Fichtenhöhen umwöbe nicht in unserer Phantasie der Zauberschleier aus der 'Zueignung'. Minder stürmischen Adlerschwunges vielleicht wäre Schiller's Genius in grofsstädtischer Atmosphäre emporgestiegen. Aber vielleicht hätte er Schwulst und Härte seiner ersten Periode früher abgelegt. Im aufregenden Verkehr, nicht mit wenigen gleich beschaulichen Geistern, sondern mit einer bewegten Welt mannigfach bedeutender Menschen, auf dem Schauplatz einer Alles mit sich fortreissenden rastlosen Thätigkeit, unter den Augen einer nicht unbedingt fügsamen, kritisch aufgeweckten Gesellschaft,

wären vielleicht GOETHE jene etwas unfruchtbaren Lebensabschnitte vor der italiänischen Reise und vor der Begegnung mit SCHILLER erspart geblieben, die fast an die 'flache Unbedeutenheit' erinnern, mit der Mephisto Faust bedroht. Er hätte vielleicht weniger begonnen, mehr vollendet; weniger gespielt, mehr geleistet; vielleicht mehr Achtung vor der Lesewelt bewahrt, und nicht so leichthin mit dem Gastmahl den Abhub in den Kauf gegeben. Die gesellschaftlichen Zustände solcher Stadt hätten für Roman und Komoedie mehr Stoff geboten, als das kleinbürgerliche Deutschland des vorigen Jahrhunderts. Im Treiben dieser Stadt hätte möglicherweise die deutsche Anrede etwas von der Unbeholfenheit verloren, die JACOB GRIMM so bitter tadelt.[23] Auch sonst wäre dort wohl mancher allzueckige Kiesel unserer granitenen Sprache, wie die Engländer sie genannt haben, zu einem glatteren Geschiebe abgeschliffen worden. Endlich bei dem literarischen Leben in einer erst KLOPSTOCK und LESSING, dann WIELAND, HERDER, GOETHE, SCHILLER und JOHANN HEINRICH VOSS, dann wieder TIECK und die SCHLEGEL, zuletzt RÜCKERT, PLATEN und HEINE, dazu jederzeit eine Schaar von Sprachkundigen, Geschichtschreibern, Kritikern und Tagesschriftstellern in sich schliessenden Metropole, wäre eine sich Bahn brechende Festsetzung der Sprache leichter vor sich gegangen. Dem unbestrittenen Ansehen, in welchem diese Stadt als Sitz des Talents und Geschmackes überall gestanden hätte, würde gern oder ungern, über kurz oder lang, die Nation sich gefügt haben. Die nun eingewurzelten Schäden, welche die sonst unermesslichen Vorzüge unserer Sprache verdunkeln, wären als Jugendfehler beizeiten getilgt worden. Hundert Jahre nachdem der junge GOETHE, wie der leuchtende Gott der Dichtung, unter uns trat,

brauchten wir nicht vor dem Ausland uns sprachlicher Zustände zu schämen, die eines grossen Culturvolkes unwürdig sind, und uns auch wirklichen Nachtheil bringen. Denn sie tragen wesentlich dazu bei, den Fremden das Erlernen unserer Sprache zu verleiden, und ihr den Wettstreit als Weltsprache mit Englisch und Französisch unmöglich zu machen.

Leider giebt es nichts Eitleres, obschon man stets wieder dazu sich verleiten lässt, als so zu erwägen, wie wohl unter gewissen Voraussetzungen die menschlichen Dinge geworden wären. Es fragt sich vielmehr, was noch heute thunlich ist, um Versäumtes nachzuholen, geschehenen Schaden zu bessern, weiteren zu verhüten. Für die bildenden Künste hat Deutschland zahlreiche Akademien, für die Musik Conservatorien. Sogar die Hebung des Kunstgewerbes findet gegenwärtig grosse Theilnahme und von Seiten des Staates willige Unterstützung. Warum sollte man nicht versuchen, da es von selber nun einmal bei uns nicht geht, für Reinigung und Feststellung der Sprache, für Hebung der Kunst der Rede entsprechende Veranstaltungen zu treffen? Das höchste geistige Kleinod des Volkes dürfte solcher Bemühung doch wohl werth sein.

Es ist natürlich nicht das erste Mal, dass zu diesem Zweck an Vereinigung geeigneter Kräfte in Form einer Akademie oder gelehrten Gesellschaft gedacht wird. Schon das siebzehnte Jahrhundert sah, zunächst nach Vorbild der *Accademia della Crusca*, Vereine für deutsche Sprache entstehen, von denen ich nur den Palmen-Orden oder die Fruchtbringende Gesellschaft, den pegnesischen Blumen-Orden und den Elbschwanen-Orden nenne, denen im achtzehnten Jahrhundert eine Leipziger, in diesem Jahrhundert, im Anschluss an den nationalen Aufschwung der Befreiungskriege, eine Berlinische Gesellschaft für

deutsche Sprache folgten.[24] Die meisten dieser Vereine hatten nur kurzen Bestand, keiner griff durch. Der Fruchtbringenden Gesellschaft schreibt GERVINUS nützliche Wirkungen zu,[25] JACOB GRIMM dagegen sagt, sie führe ihren Namen wie *lucus a non lucendo.*[26] Doch war sie die Schöpfung wohlmeinender fürstlicher Personen, und der grosse Churfürst, unter dem Beinamen des 'Untadelichen', ihr Mitglied. Im Stiftungsbrief unserer eigenen Akademie vom 11. Juli 1700, durch den LEIBNIZ' Plan die Churfürstliche Bestätigung erhielt, heisst es sodann: „Solchemnach soll bei dieser Societaet unter an„dern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen „Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre „und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonder„lich mit besorget werden"[27]. Auch in den von FRIEDRICH dem Grossen gegebenen neuen Statuten der Akademie vom 24. Januar 1744 wird die deutsche Sprache, als besonders zu pflegender Gegenstand, der vierten oder philologischen Klasse empfohlen[28].

Dass die Akademie bald theilnahmlos für einen ihrer ursprünglichen Hauptzwecke wurde, hat nach JACOB GRIMM, den ich hier reden lasse, seinen Grund in zwei sie nahe berührenden Richtungen der folgenden Zeit. Die Akademie musste es damals erleben, dass ihr für ihre Abhandlungen die französische Sprache aufgedrängt wurde, unter deren vorwaltendem Einfluss lange Jahre hindurch Förderung der einheimischen am wenigsten als zeitgemässe akademische Aufgabe angesehen werden durfte. Die andere Ursache liege in dem Aufschwung, den seit den letzten hundert Jahren die exacten Wissenschaften überall in Europa genommen haben. Den Naturwissenschaften sei auf der Höhe, zu welcher sie sich gehoben haben, nationale Farbe fast entwichen, und sie pflegen heutzutage

geringen oder gar keinen Antheil am Gedeihen oder Wachsthum unserer Sprache zu nehmen.[29]

Als bei derselben Gelegenheit, 1847, Jacob Grimm von dieser Stelle aus unsere sprachlichen Zustände ungleich härter beurtheilte, als ich es dürfte, schien ihm der rechte Augenblick noch nicht gekommen, bestimmte Maassnahmen für deren Abhülfe vorzuschlagen. Ihm war es nicht vergönnt, die Sehnsucht seines Lebens gestillt und das deutsche Reich hergestellt zu sehen. Nun ist erfüllt, was er und seine Jugendgenossen geträumt, und wer könnte zweifeln, dass eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache nach seinem Sinn wäre?

Der Zeitpunkt, wo das auf Grund des nationalen Gedankens wiedererstandene deutsche Reich nach Einheit in allen Dingen trachtet, in welchen Nachgeben der Einzelnen nur irgend zu hoffen ist; wo unter dem hinreissenden Eindruck weltgeschichtlicher Ereignisse die Einzelnen mehr als sonst nachgiebig gestimmt sind; wo in Gesetzgebung, Heer-, Münz- und Verkehrswesen Einigung grossentheils schon erreicht ist: dieser Zeitpunkt scheint auch der rechte, um den Versuch zu erneuern, unsere Sprache endgültig festzustellen, und den auf ihre Pflege gerichteten Bestrebungen einen Vereinigungspunkt zu schaffen. Eine über Deutschland verbreitete, durch Wahl unter Kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Akademie der deutschen Sprache, welche die ersten Schriftsteller und Sprachkenner in sich vereinte, und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hätte, wäre eine an das Reich sich anlehnende Schöpfung, durch welche dieses, der verkörperte Wille der Nation, laut ausspräche, dass die Pflege der deutschen Sprache ihm am Herzen liegt. Die Sprache war lange beinahe das einzige Band, welches die jetzt das Reich ausmachenden

deutschen Stämme zusammenhielt. Ihr verdankt das Reich seine Neuerstehung. Danach erscheint solche Schöpfung fast als Pflicht der Dankbarkeit.

Die Hindernisse, auf welche trotz der Gunst des Augenblicks eine Akademie der deutschen Sprache bei Lösung ihrer Aufgabe noch immer stossen würde, sind nicht zu gering, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen. Ihre Mitglieder wären eben so viel Verkünder ihrer Entscheidungen. Sie geböte schon über mächtige Mittel, wenn, wie zu hoffen, wissenschaftliche, politische und städtische Körperschaften, gelehrte und literarische Vereine, Buchdrucker und Verleger, die höhere Tagespresse, vor Allem die Schulbehörden ihr mit gutem Willen entgegenkämen. Der Beistand der Reichs- und der preussischen Behörden wäre ihr gewiss, die Behörden der anderen Einzelstaaten würden den ihrigen kaum versagen. Ein sehr grosser Theil des literarischen Deutschlands wäre auf diese Weise umfasst, in welchem die Akademie den formalen Theil ihrer Aufgabe, Codification der Sprache, sicher durchführen könnte. Die äussere Anerkennung literarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde aber auch unfehlbar nützlichen Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken, und allmählich dahin führen, dass die schmähliche Gleichgültigkeit gegen die Form der Rede, und die barbarische Geringschätzung stilistischer Bemühungen einem Streben nach Vollkommenheit und einem Gefühl für nationale Würde auch in diesen Dingen wiche. Man sieht wenigstens nicht ein, weshalb die Mittel, von denen man in Wissenschaft und Kunst Heil erwartet, nicht auch in Pflege der Sprache einmal versucht werden, weshalb, wenn sie erfahrungs-

mässig dort sich nützlich zeigten, sie hier unwirksam bleiben sollten.

England freilich besitzt, wie schon gesagt, keine Akademie der englischen Sprache, aber auch seine vornehmste wissenschaftliche Körperschaft ist keine Akademie in unserem Sinn. Ohnehin haben wir noch von den Engländern zu lernen, wie grösste Ungebundenheit des Einzelnen sehr gut mit williger Unterwerfung unter heilsame, wenn auch zuweilen unbequeme Satzungen sich verträgt. Warum also nicht hier das Beispiel der Franzosen nachahmen, ohne ihnen in ihre Abwege zu folgen? Eine Akademie der deutschen Sprache, wenn sie nicht zum Guten ausschlüge, würde wenigstens sicher nicht schaden. Unsere Literatur ist kein Kind mehr. Sie lässt sich nicht mehr mit willkürlichen Regeln gängeln, durch falschen Geschmack missleiten, durch gespreiztes Wesen einschüchtern. Heute noch der deutschen Prosa charakterlose Eintönigkeit, der deutschen Dichtung prosodische Schnürstiefel, der deutschen Aesthetik Scheuklappen aufzwängen, hiesse Geschehenes ungeschehen, hiesse machen wollen, dass Nibelungenlied und des Knaben Wunderhorn uns noch nicht erklungen, dass durch Hebel und Fritz Reuter die Schätze unseres ober- und niederdeutschen Volkshumors noch nicht gehoben wären. Diese Befürchtungen von der 'Deutschen Akademie' zu hegen, weil es Sitte ist, der *Académie française* Aehnliches nachzureden, erscheint mir in dem Maasse weniger gerechtfertigt, in welchem die *Académie française* an dem, dessen man sie anklagt, meines Erachtens weniger schuldig ist.

Mit mehr Fug als wir, denen in stäter strenger Gedankenarbeit die Empfindung verdorrt, die Phantasie erlahmt, die Fülle der Rede versiegt und ihre Gelenkigkeit schwindet, würde solche Akademie, welche die besten deutschen Schriftsteller in sich vereinte, bei heutiger Gelegenheit das Wort ergreifen. Besser als wir würde sie die Gefühle aussprechen, die an Kaiser WILHELM's wiederkehrendem Geburtstag alle Deutschen beseelen, denen nicht ein Gott den Sinn verwirrt hat. Sie würde sagen, wie durch seine Hingebung an des Vaterlandes Grösse, seine Mannestugend, Pflichttreue und Ausdauer, seine Weisheit in Wahl seiner Räthe und Heerführer, seine zögernde Vorsicht und seinen wagenden Muth im rechten Augenblick, er in einer Spanne Zeit Preussens Geschicke, und Deutschlands mit ihm, von düsterer Versunkenheit zu einem Glanz und einer Höhe gewendet hat, die auch der Kühnste nicht sich träumen liess. Sie fände Worte für den Dank des Volkes, dem er für Zwietracht Eintracht, für Ohnmacht Uebermacht, für das Klagelied über verlorene Grösse eine gemeinsam durchlebte Epopoe, für nagenden Zweifel an sich selber das freudig ruhige Gefühl erprobter Kraft gab, das er vom Hamlet zum Fortinbras umschuf.

Dann, um für den Anblick seiner Grösse den richtigen Standpunkt zu gewinnen, würde sie im Geist in späte Jahrhunderte sich versetzen, und von dort zurückschauend den Anfang und das hoffentlich noch weit entfernte Ende seiner Laufbahn sich in Eins zusammenziehen lassen. Auf dem figurenreichen Hintergrunde unserer Zeit sähe sie seine Gestalt als die erhabenste und wunderbarste sich abheben. Sie sähe den Sohn der Königin LUISE in früher Jugend mit seinen Königlichen Aeltern den bitteren Kelch der Demüthigung theilen.

Nach Wiederaufrichtung des Staates in einem Kampf prophetischer Bedeutung sähe sie ihn in fast bürgerlicher Zurückgezogenheit und in gewissenhafter Erfüllung fürstlicher Berufspflichten ein Alter erreichen, welches Vielen versagt, den meisten, denen es vergönnt wird, schon Zeit des Ausruhens und stiller Abendfreuden des Lebens ist. Da, durch unerwartete Schicksalsfügung, erhebt sich sein Stern, vor dessen wachsender Helle fortan alle rings erbleichen sollen. Er wird zum Rächer der Waffen- und der Nationalehre Preussens und Deutschlands auf hundert Schlachtfeldern zwischen Karpathen und atlantischem Ocean. Ihm erliegt die gemeinschädliche Dynastie der Napoleoniden. Er tritt das Erbe der deutschen Kaiser an, und durch ein eigenes Gericht erhält die neue deutsche Kaiserwürde ihre Weihe in demselben von zwei Völkern und zwei Jahrhunderten verwünschtem Königsschloss, aus dem einst der Befehl zum Raube der nun wiedergewonnenen Reichslande, zur mordbrennerischen Verwüstung der Pfalz und zu den Dragonaden erging. Endlich zeigte uns jener Redner, wie wäre daran zu zweifeln, Kaiser Wilhelm seine sieghafte Ferse auf das Haupt des unversöhnlichen Reichsfeindes setzend, dem die alten Kaiser so oft sich schmählich beugten, des Drachens von jenseit der Berge.

Aber wie weit auch eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache in der Schilderung der Grossthaten dessen, den ich mir gern als ihren Stifter denke, an Beredsamkeit die unsere hinter sich liesse, nie könnte sie die Berliner Akademie der Wissenschaften, die alte Akademie der Preussischen Könige, in treuer Ergebenheit gegen Kaiser Wilhelm, in warmer Anhänglichkeit an das Herrscherhaus der Hohenzollern übertreffen.

Anmerkungen.

[1] (S. 1) Monatsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1869. S. 266.

[2] (S. 6) *„Ὅταν οὖν τούτων οὕτως ἐχόντων λέγῃ τις ὅτι οὐ χρὴ πολεμεῖν ἡμᾶς, οὐδὲν ἄλλο φησὶν ἢ ὅτι ου χρὴ πλουτεῖν, οὐ χρὴ ἑτέρων ἄρχειν, οὐκ ἐλευθέρους, οὐ Ῥωμαίους εἶναι“* — lässt DIO CASSIUS den CAESAR in Besançon seinen aus Furcht vor ARIOVIST meuternden Truppen sagen (L. XXXVIII. 40. ED. DINDORF. Lips. 1863, p. 277). Unumwundener als in dieser Rede kann man den Grundgedanken des Chauvinismus nicht aussprechen.

[3] (S. 7) Das Wort ist von JOHN STUART MILL eingeführt, wenn auch nicht erfunden. Autobiography. 2d Ed. London 1873. p. 79.

[4] (S. 8) Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1849. 4°. S. 183.

[5] (S. 8) Sur l'utilité des mathématiques et de la physique, et sur les travaux de l'Académie des Sciences. Oeuvres de FONTENELLE. Paris 1790. t. VI. p. 59.

[6] (S. 8) Réflexions sur la marche actuelle des Sciences et sur leurs rapports avec la société. Recueil des Éloges historiques etc. t. I. Strasbourg et Paris 1819. p. 1 et suiv.

[7] (S. 8) Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck u. s. w. 4°. München 1807. S. 5 ff.

[8] (S. 9) Vergl. E. DU BOIS-REYMOND, Ueber Universitäts-Einrichtungen. Berlin 1869. S. 11 ff.

[9] (S. 9) Reise nach Brasilien u. s. w. Berlin 1853. S. 147; — Landschaftliche Bilder Brasiliens u. s. w. Berlin 1853. Quer-Folio. S. 2. Taf. II.

[10] (S. 10) Candide ou l'Optimisme. Chap. XVIII.

[11] (S. 13) Über das pedantische in der deutschen sprache. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1847. S. 187—209.

[12] (S. 15) Über die sogenannte Kunstinsel im Périgord vergl. CARL VOGT in ECKER's und LINDENSCHMIT's Archiv für Anthropologie. Bd. I. Braunschweig 1866. 4°. S. 36.

[13] (S. 15) Vergl. E. DU BOIS-REYMOND, Ueber den deutschen Krieg. Berlin 1870. S. 29 ff.

[14] (S. 16) Lettres à une Inconnue. 5ème Éd. Paris 1874. t. I. p. 91; — t. II. p. 333.

[15] (S. 19) Histoire de NAPOLÉON Ier. t. III. Paris 1868. p. 72 et suiv.

[16] (S. 20) Vergl. MICHAELIS, Über JACOB GRIMM's Rechtschreibung. Berlin 1868. — Der in gegenwärtiger Rede entwickelte, naheliegende Gedanke, an die Wiederherstellung des deutschen Reiches eine neue und durchgreifende Anstrengung zur Feststellung der deutschen Rechtschreibung zu knüpfen, wurde schon von Anderen

gefasst. Siehe Dr. DANIEL SANDERS, Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Berlin 1873.

[17] (S. 21) Satire XII. Sur l'Équivoque.

[18] (S. 21) ü und i; e, ä und ö; eu, äu, oi und ei, ai. JACOB GRIMM selber sagt: „Nicht anders setzt er (der Deutsche) grün aber „kühn, schnüren aber führen, heer meer beere aber wehre und „nähre schwöre, haar aber wahr jahr, welchen wörtern über„all gleicher laut zusteht.“ (Über das pedantische u. s. w. S. 204.) Danach scheint es, als sei auch ihm e, ä, ö einerlei gewesen.

[19] (S. 21) HELMHOLTZ, Die Lehre von den Tonempfindungen u. s. w. 3. Ausgabe. Braunschweig 1870. S. 162 ff.

[20] (S. 24) Eine treffende Beurtheilung HUMBOLDT's als Stilisten gab A. DOVE in: ALEXANDER VON HUMBOLDT. Eine wissenschaftliche Biographie u. s. w. von K. BRUHNS. Leipzig 1872. Bd. II. S. 374 ff.

[21] (S. 27) Italiänische Reise. Rom, den 6. Januar 1787.

[22] (S. 27) Epigramme aus Venedig. 77.

[23] (S. 29) Über das pedantische u. s. w. S. 191.

[24] (S. 31) Nachricht von diesen Gesellschaften findet man in: OTTO SCHULTZE, Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Vorlesung am Stiftungsfest der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Berlin 1824. — Siehe auch F. W. BARTHOLD's Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft u. s. w. Berlin 1848.

[25] (S. 31) Geschichte der Deutschen Dichtung. Bd. III. 5. Aufl. Herausgegeben von K. BARTSCH. Leipzig 1872. S. 241 ff.

[26] (S. 31) Über das pedantische u. s. w. S. 207. — Doch ist zu bemerken, dass in der Antwortrede des ersten Vorsitzenden der Berliner Akademie, JABLONSKI, auf die Eröffnungsrede des Ministers v. PRINTZEN, am 19. Januar 1711, der Fruchtbringenden Gesellschaft und des Schwanen-Ordens, zusammen mit der Kaiserlichen Leopoldinisch - Carolinischen Akademie der Naturforscher, ehrenvoll gedacht und die neue Akademie als eine jenen dreien sich anreihende vierte Stiftung gleicher Art und Würde bezeichnet wird, welche deren sämmtliche Zwecke umfassen solle: „Id erat reliquum, „ut ineunte Novo Seculo, Rex Augustus Quartam fundaret, quae Lin„guas juxta atque Scientias, adeoque discreta illarum Objecta, una „complecteretur.“ (Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, depuis son origine jusqu'à présent. A Berlin, 1752. 4°. p. 44. 269.) Das Ansehen, in welchem jene beiden Sprachgesellschaften damals also noch standen, kann wohl kein ganz unverdientes gewesen sein.

[27] (S. 31) Histoire de l'Académie etc. p. 7. 252.

[28] (S. 31) Ibidem, p. 88. 283.

[29] (S. 32) Über das pedantische u. s. w. S. 207. 208.

ÜBER GESCHICHTE DER WISSENSCHAFT.

REDE

GEHALTEN IN DER SITZUNG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZUR FEIER DES LEIBNIZISCHEN JAHRESTAGES
AM 4. JULI 1872.

Die Sitte unserer Akademie, alljährlich an bestimmten Tagen ihres geistigen Urhebers, Leibniz', und ihres königlichen Neubegründers, Friedrich's des Grossen, lobend zu gedenken, beruht nicht auf Statuten, und könnte zu des Spartaners Frage veranlassen, der eine Lobrede auf Herakles hörte: Wer hat sie denn getadelt? Aber indem die Akademie ihren Stiftern fast göttliche Ehren erweist, — denn nur in der Gottheit Lob, der sie unendliche Eigenschaften zuschreiben, können die Menschen sich nicht erschöpfen und brauchen sie Wiederholung nicht zu scheuen, — fühlt sie sich selber geadelt und erhoben. Mit demüthigem Stolze lieben wir, alljährlich aus Leibniz' Gedankenmeer einen Trunk zu schöpfen oder an dessen Strand uns zu ergehen, und uns zu erinnern, dass von Leibniz zu uns ein wohl hie und da gelockerter, doch nie ganz unterbrochener Faden geschichtlicher Beziehungen läuft. Je dichter und weiter der Baum der Wissenschaft seine Aeste in das lichte Reich der Wahr-

heit streckt, um so ernster opfern wir am Fuss des Stammes, der Zeiten eingedenk, da mancher heut Schatten spendende Zweig noch schlafendes Auge war.

Keine Art der Betrachtung scheint uns würdiger, diese öffentlichen Zusammenkünfte einzuleiten. Im Allgemeinen ist unsere Zeit wissenschaftlicher Rückschau wenig hold. Im stets wachsenden Drange des Tagewerkes, im Wettkampf mit immer sich mehrenden Schaaren von Arbeitern, in der Hast des Hervorbringens, in der Überstürzung eines Ehrgeizes, der mit dem Beifall des Tages vorlieb nimmt, weil er an wahrhaft grossen, nur durch langathmige Arbeit zu erringenden Erfolgen verzweifelt: wie bliebe dem heranwachsenden Geschlechte von Forschern noch Zeit und Lust zu künstlerischer Pflege des Erzeugten, vollends zu sinniger Betrachtung der Vergangenheit? Der Weg, den die Vorfahren in der Wildniss wanderten, bis das fruchtbare sichere Land sich öffnete, das wir bewohnen, ihre Irrungen, ihre Mühsale, ihre Kämpfe werden mehr und mehr vergessen. Kaum dass mit einigen von mythischem Hauch umwitterten Namen noch eine unbestimmte Vorstellung bei der Menge sich erhält, von wannen einst der Zug der Halbgötter kam.

Aber fragt man, worin akademisches Forschen, Wissen und Lehren von banausischem Treiben sich unterscheide, so ist sicher dies einer der bezeichnenden Punkte. Dass man wahrhaft nur das kenne, was man, wenn auch nur im Geiste, werden sah, ist längst eine triviale Wahrheit. Gleichviel ob es um einen Organismus, ein Staatswesen, eine Sprache oder eine wissenschaftliche Lehre sich handle, die Entwickelungsgeschichte erschliesst am besten Bedeutung und Zusammenhang der Dinge.

Daraus scheint unmittelbar zu folgen, dass die beste

Art eine Wissenschaft mitzutheilen, Erzählung ihrer Geschichte sei. Auch liegt Richtiges in dieser Schlussfolge, obschon ihre Anwendung nothwendig beschränkt bleibt. In den geschichtlichen Wissenschaften und den beschreibenden oder vorzugsweise auf Beobachtung angewiesenen Naturwissenschaften tritt die aus inneren Gründen vor sich gehende Entwickelung zu sehr zurück gegen den Einfluss äusserer Umstände. Der Bau der mathematischen Wissenschaften verwächst auf jeder Stufe zu einem so innigen Gedankengefüge, dass die Spuren seiner Entstehung fast ganz verschwinden. Weder dort noch hier dürfte die geschichtliche Methode des Vortrages am Platze sein.

Wohl aber kann diese Methode in den auf Induction beruhenden Zweigen der theoretischen Naturwissenschaft, wie beispielsweise in der Physiologie, von grossem und eigenthümlichem Vortheil werden.

Für die richtige Art Physiologie vorzutragen, und zwar gleichviel ob im Lehrbuch oder im Hörsaal, halte ich zunächst die inductive Darstellung, im Gegensatz zu der in Lehrbüchern nicht selten gebrauchten dogmatischen Darstellung.

Dogmatisch nenne ich den Vortrag, der die Wissenschaft Satz für Satz scheinbar fertig mittheilt, als ein nach so und so viel Ober- und Unterabtheilungen geordnetes System von Thatsachen; der das Ergebniss der Untersuchung in Gestalt eines Lehrsatzes voraufschickt, und die begründenden Thatsachen gleichsam als Bedeckung hinterdrein sendet; der die Wissenschaft zu einem todten Fachwerk erstarren lässt, statt dass sie als ein in lebendiger Entfaltung begriffener Organismus erscheinen sollte.

Dem Stümper, der zum Zweck einer Prüfung rasch auswendig lernen, oder dem Praktiker, der Vergessenes

nachsehen will, mag mit solcher Darstellung gedient sein. Eben darum ist sie handwerksmässig, und sie wird der Forschung keine Jünger erwecken. Dem Lernenden sollen nicht bloss die schon gewonnenen Ergebnisse vorgeführt werden, die beziehungslos ihm entgegentretend leicht ohne Sinn und Bedeutung bleiben. Da er die Frage nicht kennt, was kann die Antwort ihm frommen? Da er nicht weiss, was es zu suchen galt, wie kann der Fund ihn interessiren? Die richtige Methode ist vielmehr, dem Phaenomen gegenüber den Causalitätstrieb des Schülers zu erwecken; ihm die Möglichkeit der Aufdeckung des zureichenden Grundes in Gestalt von Hypothesen zu zeigen; diese Hypothesen in der Idee durch Beobachtung und Versuch zu prüfen, um nach gehöriger Experimentalkritik zwischen ihnen zu entscheiden; von der gewonnenen neuen Grundlage aus einen ähnlichen Schritt weiter zu thun, und so an der Hand der Erfahrung von Stufe zu Stufe mit dem Schüler zur Theorie sich zu erheben, die dann durch Proben und Gegenversuche noch Bestätigung erhält. Führt die Untersuchung, wie dies in der Physiologie oft geschieht, nicht zu diesem Ziele, so bleibt der Lehrer mit dem Schüler, was diesem nicht minder nützlich ist, auf dem Punkte stehen, wo es augenblicklich eben nicht weiter geht, und wo der Geist naturwissenschaftlicher Forschung erheischt, dass man mit ruhiger Entsagung vorläufig am möglichst reinen und vollständigen Ausdruck des Thatbestandes sich genügen lasse.

Bei dieser Darstellung gewinnt die Wissenschaft ein spannendes Interesse, welches zu dem Interesse bei dogmatischer Darstellung etwa so sich verhält, wie das eines Epos zu dem eines Lehrgedichtes, und oft auch auf stumpfere Naturen seine Wirkung nicht verfehlt.

Der forschende Menschengeist erscheint wie im siegreichen Kampf begriffen mit der hartnäckig Aufschluss verweigernden, oft tückische Fallstricke legenden Natur, ähnlich dem Menelaos, da er den egyptischen Proteus zum Enthüllen verborgener Weisheit zwang. Indem von Anfang an das Ergebniss der Untersuchung mit Bewusstsein verfolgt wird, kann über dessen Sinn und Tragweite der Schüler nie im Zweifel sein. In so verwickelten Dingen, wo die Wahrheit nicht unmittelbar einleuchtet, ist es wichtig, nicht bloss das Richtige zu beweisen, sondern auch das Falsche vorweg zu widerlegen, auf das Einer verfallen könnte. Beim dogmatischen Vortrage bietet sich dafür kaum ein natürlicher Platz. Dem inductiven Vortrage dagegen steht es wohl an, durch Ausschliessung aller irrigen Möglichkeiten zum Rechten gleichsam sich hindurchzuarbeiten. Dieser Vortrag zeigt unmittelbar, was an jeder Stelle noch zu thun übrig bleibt. Endlich je seltener das Lesen von Original-Abhandlungen der Meister ward, welche, wie des Wissens wahrer Quell, so auch des angehenden Forschers wahre Schule sind, und je mehr die wissenschaftliche Jugend sich daran gewöhnt, aus dürftigen, matten Berichten zweiter Hand ihre Kenntnisse zu schöpfen: um so wünschenswerther ist es, dass sie von vorn herein Unterricht darin erhalte, wie Naturwahrheiten gesucht und gefunden werden. Wer wiederholt im Geiste jenen Weg inductiver Forschung geführt wurde, wird vor einem Problem sich selbst überlassen, sei es im Laboratorium, sei es am Krankenbett, bewusst oder unbewusst ihn wieder einschlagen.

Doch lässt sich dem inductiven Lehrvortrage leicht noch höherer Werth und noch lebhaftere Färbung ertheilen. Es ist vielleicht bisher nicht hinlänglich be-

achtet worden, dass der geschichtliche Gang inductiver Wissenschaften meist nahe derselbe ist wie der Gang der Induction selber. HEGEL lehrte bekanntlich, dass die Geschichte der Philosophie im Allgemeinen ein Abbild der logischen Begriffsentwickelung im menschlichen Geiste sei, welche sich wiederholend immer höhere Stufen erklomm, bis sie in seinem Systeme gipfelte. Etwas Ähnliches trifft in der inductiven Naturwissenschaft zu, nur dass dem Naturforscher die Ueberhebung fremd bleibt, seine Einsicht für die letzte erreichbare Stufe der Erkenntniss zu halten. Wie bei einer einzelnen Versuchsreihe eines und desselben Forschers der Gang der Versuche und die logische Entwickelung der gesuchten Wahrheit sich decken, und zwar um so genauer, je geschickter die Untersuchung geführt wurde,[1] so ist dies auch im Grossen und Ganzen der Fall mit den Arbeiten der begabten Männer, die im Laufe der Zeit, der eine auf des anderen Schultern stehend, dem Ausbau einer besonderen Disciplin ihre Kräfte widmeten. Bis in ihre Irrthümer schliessen nach innerer Nothwendigkeit die einzelnen Experimentatoren auf ihrem Standpunkte so, wie der die Untersuchung in Gedanken wiederholende Kopf an der entsprechenden Stelle zu schliessen geneigt ist. Natürlich bedingen die unvermeidlichen Zufälligkeiten des Entdeckungsgeschäftes — unerwartet sich darbietende Wahrnehmungen und gleichsam divinatorische Einfälle — Abweichungen von diesem regelrechten Gange.[2] Schwerlich aber sind in der Geschichte inductiver Wissenschaften solche Abweichungen grösser und häufiger, als in der Geschichte der Speculation die Abweichungen von dem durch HEGEL behaupteten Entwickelungsgesetze.

Wenn nun die inductive Darstellung, wie ich zu zeigen versuchte, in der Physiologie die beste ist, und

wenn häufig der geschichtliche Gang der einzelnen Untersuchungen dem inductiven Gang entspricht, so liegt es nah, und ist in solchen Fällen auch möglich, der inductiven Darstellung zugleich den geschichtlichen Charakter zu geben. Dadurch erreicht man einen namhaften Vortheil. Wie man eine eigene Experimental-Untersuchung am lebendigsten und eindringlichsten mittheilt, indem man erzählt, was man suchte und was man fand; welche Möglichkeiten man sich dachte und was davon eintraf, was nicht; welche Fehler man machte und wie man von der Natur zurechtgewiesen ward, bis zuletzt der wahre Sachverhalt wie von selber an's Licht springt: so kann man eine inductive Wissenschaft, die Collectivarbeit aller folgweise daran betheiligten Geschlechter von Forschern, oft nicht besser darlegen, als indem man deren Wachsthum schildernd die einzelnen Schritte der Untersuchung durch die Männer thun lässt, die sie einst wirklich zurücklegten. Man lehrt so zugleich die Wissenschaft und ihre Geschichte.

Auch dem minder Begabten und Geringeres Erstrebenden nützt diese Art des Vortrages, indem sie Thatsachen und Meinungen an Persönlichkeiten knüpft. Anstatt einer Belastung des Gedächtnisses erwächst daraus vielmehr eine mnemonische Hülfe. Freilich muss dazu die Verknüpfung nachdrücklicher geschehen, als durch einen bei der Meinung oder Thatsache eingeklammerten Namen. Für empfänglichere Gemüther aber wird so der Reiz der Wissenschaft vervielfacht. Für diese liegt meist ein hinreissender Zauber in dem geistigen Umgang mit den grossen Gestalten der entschwundenen Meister. An ihnen richtet der Jünger sich auf, und gewinnt er das Maass der eigenen Kraft. Sie irren zu sehen, erweckt nicht seinen Hochmuth, sondern lehrt ihn unterscheiden zwi-

schen unvergänglichen Thatsachen und vergänglichen Meinungen. Wer die Wissenschaft als ein Werdendes überliefert erhielt, fühlt sich gleichsam aufgefordert, selber an deren Ausbau sich zu betheiligen. Es liegt etwas Ermuthigendes in dem Anblick, wie die Natur jedes wahre Bestreben, und die gelehrte Nachwelt jeden noch so geringen Dienst belohnt. Endlich die nationale Unparteilichkeit und geschichtliche Gerechtigkeit, welche diese Art des Vortrages voraussetzt, machen sie des deutschen Charakters in der Wissenschaft besonders würdig.

Von der politischen Geschichte heisst es, sie sei da, damit man aus ihr lerne, dass man aus ihr nichts lernt. Es wäre schlimm, könnte man von der Geschichte der Wissenschaft das Gleiche sagen. Denn auch ihr fehlt es nicht an dunklen Seiten. Für die deutsche Naturwissenschaft war bekanntlich die Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis ziemlich tief in dieses hinein, abgesehen von einzelnen hervorragenden Erscheinungen, solch eine finstere Periode. Ähnlich einem hochbegabten, aber unreifer Schwärmerei hingegebenen Jüngling, noch taumelnd vom aesthetischen Trunk aus dem Zauberborn seiner grossen Literatur-Epoche, liess der deutsche Geist durch poëtisch-philosophisches Blendwerk sich irren, und verlor er den in der Naturforschung einzig sicheren Pfad. Eine falsche Naturphilosophie beherrschte die Katheder und drang bis in die Akademien; die Speculation verdrängte die Induction aus dem Laboratorium, ja fast vom Secirtisch.

Diese Scharte ist ausgewetzt, und mit denselben Gaben, welche ihm einst verderblich wurden, hat der deutsche Geist die ihm gebührende Stelle unter den

Ersten auch in der Naturwissenschaft wieder eingenommen. Mittlerweile hatte die speculative Philosophie, ihrer eigenen Aussage nach, die Höhe erreicht. In Eklekticismus aufgelöst, hat sie dann, einige Jahrzehende hindurch, dem Aufschwung der Naturwissenschaft mit ungewisser Haltung zugeschaut, und in dieser kritischen Stimmuug nicht viel Theilnehmer um sich versammelt. Neuerlich ist ihr die Hoffnung zu weiteren Fortschritten erwacht, und mit ihrem Glauben an sich wuchs auch wieder die Zahl ihrer Anhänger.

Die Naturforschung ihrerseits ist an mehreren Punkten bis an die Grenze ihres Gebietes gelangt. Die Physiologie der Sinne führt so unmittelbar in die Erkenntnisstheorie; die Lehre von der Erhaltung der Kraft, die Kritik des Vitalismus, die Entstehungsgeschichte der Welt und der Organismen bieten so vielfach und so natürlich Gelegenheit zu metaphysischen Meinungsäusserungen, dass es den Anschein gewinnen konnte, als strecke die Naturwissenschaft der Speculation zu erneutem Bund eine Hand entgegen.

In dem philosophischen Lager ist dies von Einigen wirklich so verstanden worden, als denke die deutsche Naturforschung daran, ihrer Methode untreu zu werden, auf ihrem Weg umzukehren und wieder zu philosophiren. Sie ist dafür belobt worden, auch hat es an Rathschlägen nicht gefehlt, wie sie mit philosophischen Gedanken durchtränkt besser ihr Ziel erreichen werde.

Dies ist ein Missverständniss, und es kann nicht schaden, wenn es beizeiten als solches bezeichnet wird. Wir denken im Gegentheil, es war an der einen Erfahrung um den Anfang des Jahrhunderts genug. Wir glauben, dass die Philosophie an manchen Stellen Vortheil aus der naturwissenschaftlichen Methode ziehen

kann, nicht aber umgekehrt die Naturforschung aus der Methode der Philosophie. Der Naturforschung ist ihr Ziel und der Weg dazu mit zweifelloser Klarheit und Gewissheit vorgezeichnet: Erkenntniss der Körperwelt und ihrer Veränderungen, und mechanische Erklärung der letzteren, durch Beobachtung, Versuch und Rechnung. Wie HUGO v. MOHL richtig bemerkt, ist damit nicht gesagt, dass die Naturforschung nicht auch speculire. Sie thut es aber im Bereich ihrer Herrschaft, und mit dem Vorbehalt, dass ihre Vermuthungen, denen sie bis dahin keinen Werth beilegt, in der Erfahrung sich bestätigen.[3] Wie ohnmächtig Philosophiren an sich auch in den Händen des gewaltigsten Denkers bleibt, wo es gilt, Gesetze der Körperwelt zu errathen, geht deutlicher wohl aus nichts hervor, als aus folgender Thatsache.

Wenn es eine Einsicht giebt, die beim Philosophiren über die Körperwelt *a priori* gefunden werden konnte, so ist es die an der Grenze von Physik und Metaphysik stehende Lehre von der Erhaltung der Kraft. Auch ist diese Lehre ursprünglich von DESCARTES als Philosophem hingestellt, aber falsch formulirt und nur theologisch begründet worden. Nachdem dann HUYGHENS sie als mechanisches Theorem GALILEI's Pendelgesetzen entnommen hatte, gab ihr LEIBNIZ 1686 in der ***Brevis Demonstratio Erroris memorabilis*** CARTESII zuerst einen richtigeren allgemeinen Ausdruck. Seitdem durchdringt sie seine Weltanschauung, wie heute die unsrige, als das oberste die Körperwelt beherrschende Princip. Diese Lehre war allen Mathematikern und Philosophen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ganz geläufig. Dem Physiologen ALBRECHT v. HALLER war sie 1762 in seinen ***Elementa Physiologiae Corporis humani*** noch wohl gegenwärtig.[4] Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was

sich der Mühe wohl verlohnte, durch welche Umstände ein Gedanke, der unserer Zeit wieder so bedeutend ward, damals aus dem allgemeinen Bewusstsein in dem Maasse schwand, dass er neuerlich gleichsam wiedergefunden werden musste. Wie dem auch sei, ist es nicht vielsagend, dass KANT, der doch sonst in diesem Gebiete zu Hause war, und 1746 sogar eine Schrift über das CARTEsische und LEIBNIZische Kräftemaass verfasst hatte, 1786, ein volles Jahrhundert nach LEIBNIZ' *Brevis Demonstratio*, in den 'Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft' die Lehre von der Erhaltung der Kraft weder erwähnt, noch selber sie wiederfindet?

Anmerkungen.

[1] Das schlagendste Beispiel ist das der Entdeckung der Säule durch VOLTA. Vergl. meine 'Untersuchungen über thierische Elektricität'. Berlin 1848. Bd. I. S. 91. 92.

[2] Ich freue mich, in dieser Bemerkung zusammenzutreffen mit dem Manne, der vielen seiner Schüler seine eigene tiefe Neigung zur geschichtlichen Betrachtung der Wissenschaft eingeflösst hat. Seine Schilderung der Verdienste HUMBOLDT's um die Meteorologie in der, kurz nachdem ich diese Rede hielt, erschienenen Biographie des gefeierten Altmeisters eröffnet Hr. DOVE mit den Worten: „Es giebt „physikalische Disciplinen, deren Geschichte eine so systematische Ent„wicklung zeigt, dass man über die unbewusste Consequenz der sich „allmählich läuternden Vorstellungen erstaunen muss." Nachdem dies an dem Beispiel der Elektricitätslehre nachgewiesen worden ist, heisst es: „Solch systematisches Fortschreiten tritt aber vorzugsweise nur „in den eigentlich experimentellen Untersuchungen hervor, viel weniger „in den Disciplinen, welche überwiegend auf Beobachtungen gegründet „sind. Hier ergänzt oft ein glücklicher Zufall eine lange gefühlte „Lücke." (Al. v. HUMBOLDT. Eine wissenschaftliche Biographie u. s. w. Leipzig 1872. Bd. III. S. 90.)

[3] Rede gehalten bei der Eröffnung der naturwissenschaftlichen Facultät der Universität Tübingen. Tübingen 1863. S. 26.

[4] VOLTAIRE in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Monatsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1868. S. 43 ff. nebst den Anmerkungen.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

